

(Nachdruck verboten.)

22]

Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

Autorisierte Uebersetzung von Julio Brouta.

Sie gaben den Pferden die Sporen, um die ihnen nachspringenden Straßenjungen hinter sich zu lassen, und die engen Gassen mit ihrem blauen Pflaster und ihren weißen Häuserreihen hallten von den gleichmäßigen Hufschlägen wider.

In der ruhigen, vornehmen Straße, wo Donna Sol wohnte, trafen sie auf andere Lanzenreiter, die unbeweglich auf ihren Pferden vor der Lüre warteten. Es waren junge Herren, Verwandte und Bekannte der Dame, die den Stierfechter mit liebenswürdiger Ungezwungenheit begrüßten und ihrer Freude Ausdruck gaben, daß er auch zum Feste gekommen war.

Der Marquis de Moraima kam aus dem Hause und stieg sofort zu Pferde.

„Das Mädel wird sogleich herunterkommen. Man weiß ja, daß Frauen mit ihrer Toilette nie fertig werden.“

Das sagte er in langsamem Tone, mit der Würde, die allen seinen Worten anhaftete, wie wenn es Orakelsprüche wären. Er war ein hochgewachsener, älterer Mann, von knochigem Körperbau, mit großem, weißem Backenbart, sein Mund und seine Augen bewahrten einen finlich-freien Ausdruck. Höflich und gemessen in seinen Worten, nobel in seinen Manieren und selten lächelnd, war der Marquis de Moraima der Typus des Edelmannes früherer Zeiten, fast immer im Reitanzug, dem städtischen Leben abhold und mit Widerstreben den gesellschaftlichen Pflichten seines Standes nachkommend, wenn diese ihn in Sevilla zurückhielten; dagegen stets bereit, die Felder zu durchstreifen inmitten der Aufseher und Kuhhirten, die er mit kameradschaftlicher Herablassung behandelte. Aus Mangel an Gewohnheit hatte er fast das Schreiben verlernt, aber sobald in seiner Gegenwart das Gespräch auf das wilde Vieh, auf Stier- und Pferdezüchtung oder auf Landwirtschaft gelenkt wurde, belebten sich seine Augen, und er gab seine Meinung mit der Sicherheit eines gründlichen Kenners ab.

Die Sonne war umschleiert und das goldene Licht, das auf einer Seite der blendend weißen Häuserreihe lag, war blaß geworden. Einige schauten hinaus; über das von den Reihen der Dächer begrenzte blaue Band zog eine dunkle Wolke.

„Es hat nichts zu bedeuten,“ sagte der Marquis gewichtig.

Und alle pflichteten ihm überzeugt bei. Es konnte nicht regnen, wenn es der Marquis de Moraima so versicherte. Er kannte das Wetter wie ein alter Schäfer, und ein Irrtum von seiner Seite war vollständig ausgeschlossen.

Dann wandte er sich zu Gallardo.

„Ich werde Dir dieses Jahr einige herrliche Stiergefächte verschaffen. Was für Tiere! Wir werden schon sehen, wie Du Dich mit ihnen abfindest. Du weißt, daß ich mit der letzten Saison nicht ganz zufrieden war. Die Tiere waren es wert, daß Du Dich etwas mehr angestrengt hättest.“

Jetzt erschien Donna Sol, die in einer Hand das schwarze Reitkleid hielt, unter welchem die Schäfte ihrer hohen grauen Lederstiefel sichtbar waren. Sie trug ein Männerhemd mit roter Halsbinde, eine Jacke und Weste von violetterem Samt und einen spitzen Samthut, der anmutig auf einer Seite über den Haarlocken lag.

Trotz der plastischen Fülle ihrer begehrenswerten Schönheit stieg sie klink zu Pferde und sie empfing die Garrocha aus der Hand eines Dieners. Ihre verzögerte Ankunft entschuldigend, begrüßte sie die Freunde, während ihre Blicke zu Gallardo schweiften. Der Verwalter, seine Stute kräftig spornend, wollte sich ihr nähern und ihn vorstellen, aber Donna Sol kam ihm zuvor und ritt auf den Stierfechter zu.

Gallarda war durch die Gegenwart der Dame aus der Fassung gebracht. Welch eine Frau! Was würde sie ihm sagen?

Er sah, daß sie ihm ihre Hand entgegenstreckte, eine fein gebaute, wohlriechende Hand, die er in seiner Befangenheit

nicht anders zu behandeln mußte, als ihr einen Druck seiner Riesenf Faust zu geben, mit der er Stiere niederwarf. Aber das weiße, rosige Pfötchen wehrte sich mit einer elastischen Bewegung und entschlüpfte mit Leichtigkeit aus der Umklammerung.

„Vielen Dank, daß Ihr gekommen seid. Freut mich, Euch kennen zu lernen.“

Und der Stierfechter, der in seiner stummen Bewunderung die Notwendigkeit einer Erwiderung fühlte, stotterte, als ob er einen Aficionado vor sich gehabt hätte:

„Danke. Geht es der Familie gut?“

Ein diskretes Lachen der Dame verlor sich in dem Lärm der aufschlagenden Pferdehufe, die bei den ersten Schritten auf den Steinen ausglitten. Sie setzte ihr Pferd in Trab, und der Reiter schwarm folgte ihr nach, um sie her eine Eskorte bildend. Gallardo ritt beschämt am Ende, ohne aus seiner tiefen Befangenheit herauszukommen; er war sich dunkel bewußt, daß er sich töpeltast benommen hatte.

Sie galoppierten vor die Stadt hinaus, den Fluß entlang, indem sie den Goldturm hinter sich ließen, über breite Aueen, mit gelbem Kies bestreut und von schattigen Gärten eingefast; sie kamen schließlich auf eine Landstraße, die mit Herbergen und kleinen Schankwirtschaften besät war.

Bei der Ankunft in Tablada sahen sie auf der grünen Fläche eine dunkle Masse von Menschen und Wagen. Der Guadalquivir zog seinen Lauf längs der Flur. Am gegenüberliegenden Ufer stieg San Juan de Analfarocha an der Bergseite empor, überragt von den Ruinen eines alten Schlosses. Die weißen Landhäuser stachen von den silbergrauen Massen der Delbaumpflanzungen ab. Am Ende des gegenüberliegenden weiten Horizontes, auf einem blauen, leichtbewölkten Hintergrunde, sah man Sevilla, dessen Häusergewir von der gewaltigen Masse der Kathedrale und von dem im Abendschein rosig angehauchten Giralda (Wetterfahne in Form einer Figur) überragt wurde.

Die Reiter kamen zwischen der flutenden Menschenmenge nur langsam vorwärts. Die Reugier, die die Eigenarten von Donna Sol erweckten, hatte fast die gesamte Damenwelt von Sevilla angelockt. Die Freundinnen begrüßten sie von ihren Kutschen aus und fanden sie in ihrer männlichen Kleidung sehr schön. Ihre Verwandten, die Töchter des Marquis, von denen einige ledig, die anderen in Begleitung ihrer Ehegatten erschienen waren, mahnten sie zur Vorsicht: „Um Gottes willen, Sol, nur keine Torheiten!“

Im Mittelpunkt der Einfriedigung waren die Stiere beisammen. Einige weideten friedlich oder lagen unbeweglich mit eingezogenen Beinen und gelenkten Rüstern auf dem etwas rötlichen Grün der Winterwiese. Andere, widerstrebiger, trabten gegen das Flußufer hin, und die alten, gesetzten Leittiere, mit ihren lärmenden Kuhglocken um den Hals, suchten sie zu erreichen, während die Aufseher ihnen beim Zurückholen der versprengten Tiere halfen, indem sie aus ihrer Schleuder mit erstaunlicher Treffsicherheit Steine zwischen die Hörner der Flüchtlinge warfen.

Lange Zeit blieben die Reiter unbeweglich, als ob sie unter den ungeduldigen Blicken des Publikums, das etwas Außergewöhnliches erwartete, beratschlagen wollten.

Der erste, der sich von ihnen absonderte, war der Marquis, von einem Freunde begleitet. Die beiden Reiter galoppierten an die Gruppe der Stiere heran, und in ihrer Nähe angekommen, stellten sie sich aufrecht in die Steigbügel, schwenkten ihre Lanzen in der Luft und erhoben ein lautes Geschrei, um die Stiere aufzuschrecken. Ein schwarzer Stier mit starken Beinen löste sich von den übrigen ab und lief gegen den Hintergrund der Einfriedigung.

Der Marquis hatte vollen Grund, auf seine Züchtereistolz zu sein, die aus vorzüglichen, durch sorgsame Kreuzungen verbesserten Rassen bestand. Da sah man keine nur zur Fleischerzeugung bestimmten ruhigen Tiere, mit schmutzigem, rauhem, faltigem Fell, breiten Hüften, gelenktem Kopf und riesigen, schlecht sitzenden Hörnern. Da gab es nur Tiere von nerviger Lebhaftigkeit, stark und schnell, mit glatten, wie bei einem Duruspferd glänzenden Haaren, feurigen Augen, breitem, herausfordernden Hals, dünnem, sehnigen Schwanz, leichten, spitzen und polierten Hörnern, wie wenn ein Künstler

sie bearbeitet hätte, und mit rundem, feinem Guß, der aber so hart war, daß er wie Stahl schnitt.

Die Reiter setzten hinter dem Tier her, umzingelten es, den Weg abschneidend, bis der Marquis Raum gewann und von hinten angreifend, die Lanze in den Schwanz bohrte, wodurch er erreichte, daß sowohl infolge des Stoßes wie der Schnelligkeit des Pferdes der Stier auf den Erdboden rollte, seine Hörner darin vergrub und alle Viere in die Luft streckte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Judelabend.

Von Emma Dölg.

Im arbeitsreichen Frühjahr war's. Auf allen Aedern sah man die schwer arbeitenden Menschen und Tiere. Hier riß der Pflug in tiefen Furchen die Erde auf. In gleichmäßigen Reihen legte sich Scholle auf Scholle, und hinter dem Pflug und den dampfenden Pferden ging mit schweren Schritten der Knecht. Kam es am Ende des Feldes zum Untwenden des Pfluges, so witterte er laut über die bodbeimigen, niederträchtigen Gänge; sobald aber die neue Fahrt angefangen war, schmolzte er nur noch mit der Zunge und die Weitschmied nur glitt nur liebtosend über den fetten Rücken der Pferde. Dort drüben wurden Saatkartoffeln abgeladen, und es schien, als ob sich Knechte und Mägde in Geschicklichkeit und Kraftanwendung überbieten wollten. Alles atmete den schweren, aufregenden Dunst der frisch umgeworfenen Frühlingserde ein, so daß man meinen konnte, alle diese emsigen Menschen müßten abends todmüde sofort ins Bett fallen. Wer das aber glaubte, der kannte die junge Landbevölkerung schlecht. Wenn abends das Vieh nochmals besorgt und das Abendessen eingenommen war, dann ging Knecht und Magd, wenn es das Wetter nur irgend erlaubte, hinaus vors Dorf zur alten Linde; zum „Judeln“, wie man diese Abendzusammenkünfte nannte. So ward's wenigstens in dem halbwendischen Dorfe Striefe seit Menschengedenken gehalten. In dem Bereich der alten Linde fühlten sich die Dienstboten des Dorfes als freie Herren, und daß jemals ein Bauer Knecht oder Magd vom Judeln abgerufen hätte, war noch nicht vorgekommen. Nur daß manche Dienstboten früher am Plage waren und andere mehr mit Arbeit belastete nur zuletzt auf ein Viertelstündchen hingehuscht kamen. Aber hin kamen sie alle. Dann saßen sich die Mädchen an den Händen und gingen in breiter Reihe stehend auf und ab. Die Burschen scharten sich mehr um den Stamm des alten Baumes. Einer hatte gewöhnlich seine Ziehharmonika bei sich und begleitete damit den Gesang der Mädchen oder stimmte plötzlich irgend einen lustigen Hopsa an. Dann ging das Gelächter los. Einige Paare drehten sich im Kreise. Die meisten aber zogen es vor, sich gegenseitig Scherz- und Redreden zuzurufen. Manch Pärchen verlor sich auch, von der Dunkelheit beschlüpft, in den umliegenden Feldern. Die Spottlust der anderen sorgte aber schon dafür, daß diese Spaziergänge nicht allzu sehr ausgebehnt wurden. An manchen Abenden ging es auch stiller und ernster zu. Wenn ein Dienstbote über allzu harte und ungerechte Behandlung durch die Herrschaft zu Klagen hatte, so wurde das hier gewöhnlich ausgetragen. Oft konnten die Alten den Jüngeren einen guten Rat geben oder der Grobknecht wurde veranlaßt, den Verderungen oder die Kleinmagd so viel wie möglich in Schutz zu nehmen. Freilich, manchmal wußten sie alle, daß an der Sache nichts zu ändern war, und der Verzer machte sich dann in doppelt kräftigen Worten Luft. So mancher Spitzname für einen geizigen Bauern oder einer zankstichtigen Bäuerin war hier entstanden, und wurde irgend einem besonders verhassten Bauern vom Judelabend aus ein Schabernad gespielt, so lachten nicht nur die Dienstleute darüber, nein, auch die breiten Gesichter der nicht davon betroffenen Bauern verzogen sich zu einem schadenfrohen Grinsen. Das beste daran war, daß weder gefragt noch gelagt wurde, wer dies oder jenes Spottwort gemünzt hatte, oder wer an irgend einem tollen Streiche beteiligt gewesen war. Wurde niemand direkt dabei ertappt, und das geschah meistens nicht, so war es eben der Judelabend gewesen, das heißt: die ganze dienende Dorfsjugend. So sehr auch manchmal ein Bauer darüber schalt und witterte, seine Dienstboten hielt er doch nicht davon zurück, dazu war der Brand zu alt und zu beliebt.

Nun schien es aber dennoch, als ob die Regel nicht ohne Ausnahme bleiben sollte. Der alte Hersemann war dafür bekannt, daß es bei ihm das schlechteste Essen und die meiste Arbeit gab. Von seiner Frau wurde erzählt, daß sie zu einem großen Topfe Eierkuchenteig nur zwei Eier nahm und einmal auch diese beiden, natürlich nur aus reiner Vergeßlichkeit, wieder zurückgelegt hatte. Trotzdem eigentlich eine Arbeitskraft mehr gebraucht wurde, hielt der Bauer doch nur einen Knecht und eine Jungmagd. Diese beiden wurden nun mit Arbeit überlastet. Gern zog also niemand zu Hersemanns und jeder große Piestag brachte gewöhnlich neue Gesichter auf den Hof. Dieses Jahr hatte sich der Bauer durch einen Agenten zwei Dienstboten von auswärtig gemietet und war der Meinung, die beiden Fremdlinge hätten nichts auf dem Judelabend zu suchen und könnten in dieser Zeit lieber etwas Nützliches zu Hause machen. Der Magd,

einem jungen, schlächternen Dinge, das zum erstenmal sich unter fremden Leuten herumdrücken mußte und nachts oft vor Heimweh weinte, wurde der Abendausgang einfach unterjagt. Mit dem Knechte aber hatte der Bauer an jedem schönen Abend noch eine wichtige Arbeit zu erledigen, so daß auch ihm das Fortgehen unmöglich gemacht wurde. Ein paarmal hatte der Knecht, der ja bei der Feldarbeit und auch Sonntags hier und da mit seinen Kollegen zusammen kam und schon seines Fortbleibens wegen gehänselt wurde, auftratselt. Aber der Bauer, der saugroh war und sogar mit dem Gendarmen drohte, war doch immer wieder Sieger geblieben.

Heute war es nun wiederum zum heftigsten Streite gekommen. Rechte der schöne Abend dem Knechte besonders verlockend vorkommen, oder ärgerten ihn die halb spöttischen, halb mittelidigen Blicke der vorübergehenden Kameraden, kurzum, er meinte: was dem einen recht sei, sei doch dem anderen billig und das Tagewerk sei doch lang genug. Da könne es der Bauer doch nicht verlangen, daß er noch die halbe Nacht fortstücken sollte. Da kam er aber schlecht an: ob er glaube, daß er seinen Lohn für's Herumtreiben kriegen? Aber natürlich, so möchten sie's haben, der Bauer sollte die Arbeit machen und der Knecht spazieren gehen. Da müsse freilich der Hof zugrunde gehen. Am liebsten möchten die Herren Knechte sich nur noch zum Lohnholen sehen lassen, und so ging es weiter. Das Ende vom Liede war, daß heute abend noch eine große Fuhre Mist aufgeladen werden mußte, damit sie morgen mit dem frühesten hinausgefahren werden konnte. Selbst die Magd mußte wieder heraus und tüchtig mithelfen. Endlich als gerade die anderen Burschen und Mädchen lachend und schäkternd nach Hause gingen, war das Judel Mist richtig verladen. Der Knecht stieß fluchend die Gabel tief hinein. Dann ging jedes todmüde nach seiner Kammer.

Beim Judelabend war es heute auch laut hergegangen. Der Fall Hersemann war gründlich durchgesprochen worden. Die meisten schalten oder spotteten über den Knecht, der sich so unterkriegen ließ. Andere nahmen seine Partei oder entschuldigten ihn wenigstens, indem sie meinten, mit dem alten Hersemann sei eben nicht gut klirren essen und der Knecht sei fremd, da könne er die alte Sitte des Dorfes nicht so verteidigen, wie es nötig wäre. Sie hätten ja heut auch gehört, daß er gern kommen möchte. Alle aber waren in der Beurteilung des Bauern einig. Am meisten wurde die Magd bebauert, und als einer meinte, daß sich das arme Ding am Ende gar noch ein Leid antäte, wenn sie so von all der anderen Jugend abgeschlossen und einsam bliebe, da stand es bei allen fest, daß hier etwas getan werden müsse. Nun kamen die Vorschläge, von der Ragenmusik bis zum Einwerfen der Fenster. Aber alles fand keinen Anhang. Aus dem Lärm würde sich der Bauer nicht viel machen und so grobe Gzesse konnten doch für die Beteiligten ein böses Nachspiel haben.

Endlich machte Kippanton einen Vorschlag, der mit heller Begeisterung angenommen wurde. Kippanton hatte schon seine 60 Jahre auf dem Buckel. So lange man denken konnte, war er bei einem der größten Bauern des Dorfes im Dienst, und da sein Herr human war, fiel es weder ihm, noch irgendeinem andern ein, daß es jemals anders werden könnte. Anton machte ja auch noch immer seine Arbeit, wenn auch nicht mehr so schnell als früher. Er hatte überhaupt nur einen einzigen Fehler: seine übergroße Vorliebe für geistige Getränke. Sein einziges Vergnügen bestand an Sonn- und Festtagen seit seiner Jugend darin, einen zu „kippen“, wie er es nannte. Sein Trinken hatte ihn früher mit seiner Liebsten enizweit, seitdem thronte es ohne jede Konkurrenz in seinem Herzen. War nun Kippanton auch dreimal so alt als die meisten seiner Kameraden, sein Herz war jung geblieben, und konnten seine alten Beine nicht mehr so mitlaufen, so arbeitete er dafür mit dem Kopfe, indem er gewöhnlich die besten Ratschläge für jeden tollen Streich geben konnte und auch gleich höchst unparteiisch die Rollen verteilte. Als er heute mit seinem Kate herausgerückt war, hatte sich schnell alles um ihn versammelt. Ein Weibchen wurde leise hin und her geredet, die Mädchen sicherten unterdrückt. Dann wußte jeder, was er zu tun hatte. Lachend zog die Schar heim, und bald herrschte tiefe Stille im Dorfe.

Ungefähr eine Stunde später ging der Mond auf, und nun wurde es plötzlich wieder überall lebendig. Aus jedem Gehöft kamen die Knechte und Mägde heraus. Hatte ein Bauer sich nicht damit begnügt, den Kiesel von inwendig an dem Hofstort vorzuliegen, sondern zugeschlossen, so krieg man eben über den Zaun. Die Mädchen hatten die leeren Tragkörbe, dort Kiepen genannt, auf dem Rücken, und etliche Burschen hatten ihre Forken oder Mistgabeln mitgenommen. Leise ging der Trupp aus dem Dorfe hinaus und dann, gleich hinter der Schmiede, auf einem Feldwege wieder zurück. Nun brauchte nur noch ein niedriger Zaun überstiegen zu werden und man stand in Vater Hersemanns Garten. Hersemanns Hofraum war etwas klein, deshalb war der Wagen-schuppen und die Düngergrube hinter der Scheune angelegt worden. Noch nie war der Dorfsjugend die praktische Seite dieser Anordnung so aufgefallen wie heute Nacht. Stand doch die Scheune schützend zwischen Hersemanns Wohnhaus und dem Ort ihres Vorhabens. Zur größeren Sicherheit wurde an der Durchfahrt, die neben der Scheune zu dem ersten Hofe führte, noch ein Posten gestellt, und nun ging's an die Arbeit.

Ein halbes Duzend forkenbewaffneter Männer war auf den Wagen geklettert, und im Nu war der Mist wieder abgeladen. Die

untenstehenden Burschen sorgten dafür, daß die Räder frei blieben und hatten schnell herbeigeholte Blöcke unter den Wagen geschoben. Nun wurden die Räder losgemacht, die Deichsel abgenommen, kurzum, der Wagen so gründlich wie möglich in seine Bestandteile zerlegt. Mehrere Burschen hatten unterdes vorsichtig die große Feuerleiter vom ersten Hofe herangeholt und an das Scheunendach angelegt. Jetzt kam das schwerste Stück Arbeit. Ein Teil der Burschen verteilte sich über das Dach und die anderen schleppten Stück für Stück die einzelnen Teile des Wagens die Leiter hinauf. Oben wurde alles, so gut es ging, zusammengefügt, und bald ragte die Deichsel wie ein umgefallenes Ausrufungszeichen über das Scheunendach hinaus. Jetzt kamen die Mädchen an die Reihe. Der Mist wurde von ihnen tiefenweise die Leiter hinauf getragen und oben von den Burschen auf den Wagen geladen. Endlich war aus dies vollbracht. Es herrschte allgemeine Befriedigung über die getane Arbeit. Nun wurde die Leiter zurückgebracht. Dabei war man wohl nicht vorsichtig genug oder die Burschen meinten, sie hätten es jetzt nicht mehr nötig, denn plötzlich fiel die Leiter von der Hauswand polternd in den Hof. Ein Aufstreifen, ein Gelächter und dann ein schleuniger Rückzug folgte. Hier und da im Dorfe bellte noch kurz ein Hund auf, der aber gleich wieder still war, als er merkte, daß es ja etwas Bekanntes war, was da über den Hof huschte. Dann herrschte tiefes Schweigen. Fern im Osten aber zeigte sich schon ein schmaler, hellgrauer Streifen. Auch bei Hersemanns war längst wieder alles ruhig.

Als die Leiter fiel, war Frau Hersemann vor Schreck hoch im Bette empor gefahren. Ihr Gatte brummte schlaftrunken nur einige unzusammenhängende Worte. Sie stieß ihn aber energig in die Seite: „Du, Kaler, nu heere doch, id glome, se wulln bi uns kraleen. Steh man up und sid nach. Da sull doch gli det Dunner zinschloan.“

Vater Hersemann wollte nicht gern aus seinem warmen Bette heraus, es half aber alles nichts. Brummend zog er sich die Hosen an und tappete hinaus. Nach kurzer Zeit kam er fluchend zurück. „Dat sull der Diebel halen! Got Koarl doch die Leiter so dämlich uphängt, det sie nu über'n Hof leit un en Stücke Jun (Jaun) hät's mi och umschloan. Na, wart man, den lep id mi morgen.“ Aber das Krächzen, Roaten, id hew et doch ganz biblich hert. „Ach, Blaf; is jo wid und brid nisch to siehn. Wirst mull drömi hewomen.“ Damit troch Vater Hersemann wieder ins Bett, und nach zehn Minuten schnarchte er weiter.

Draußen aber färbte sich der Himmel immer heller und heller. Das lichte Grau ging in Orange über und ward wieder von dem dunklen Blau durch einen Streifen hellen Grüns getrennt. Ein paar blaue Sterne hingen noch in der hellen Luft wie alte Goldfäden an einem geplünderten Weihnachtsbaum, und dann war plötzlich die Allsieglerin Sonne und der neue Tag da. Die Gähne krächten, hier und da brüllte eine Kuh, Lären klappeten, halbverschlafen wurden Grüße getauscht, und die Wägel gingen mit den großen Melkeimern nach den Ställen. Bei Hersemanns war der Streit schon wieder in vollem Gange. Der Knecht wollte die Leiter gestern noch richtig hingehängt haben, wogegen der Bauer behauptete, er müsse sie nur angelehnt haben. So ward denn unter Flüchen und Wettern die Morgenumpe eingenommen. Während die Magd schon im Stalle herumhantierte, holte der Knecht die Pferde heraus, und der Bauer ging hinter die Scheune, um nochmals die Festigkeit der Ladung zu prüfen. Das erste, was man von ihm hörte, war ein kräftiger Fluch. Dann aber versetzte ihm das Erstaunen förmlich den Atem. Daß ihm der Fudelabend einen Streich gespielt hatte, war ja klar, aber wo, in drei Teufelsnamen, waren sie denn mit dem schweren Wagen hingefahren? Ohne Pferde war er doch nicht fortzubringen gewesen, und dann führte der einzige Ausgang doch auch über den ersten Hof, ganz dicht am Wohnhause vorüber. Da hätten sie es doch hören müssen. Hinten, nach den Feldern zu, konnten sie auch nicht gefahren sein, sonst hätten sie doch den Jaun umlegen müssen. Ihm war, als ob er seinen eigenen Augen nicht mehr trauen könne. Er ging hin und schüttelte jeden einzelnen Pfosten am Jaune; aber alles war fest und ganz. Mittlerweile war der Knecht auch herbeigekommen, und der Bauer, der seinen Born doch an irgend jemand auslassen mußte, überschüttete ihn mit Schimpfreden und wollte durchaus von ihm wissen, wo der Wagen wäre.

Auf den Skandal hin waren nicht nur Frau und Magd, sondern auch die lieben Nachbarn jenseits des Jaunes hinzugekommen. Immer mehr Menschen sammelten sich an, und während die anderen Bauern verwunderte Fragen taten, hörte Hersemann aus jedem Worte die Schadenfreude heraus. Endlich rief er ganz verzweifelt aus: „Aber, mien Jeses, he kann doch nich doch de Lust gefoaren sinn.“ „Na, dat glow id doch bale,“ sagte da einer der Nachbarn, „un et schient, he is unnerwegs halen gebitwen.“ Dabei wies er hinauf nach dem Scheunendache, und ein nicht endenwollendes Gelächter übertönte den Wutausbruch des Bauern. Er sah aber ein, daß die Sache durch Schelten und Flüchen nicht besser würde und ging den und jenen Nachbarn an, ihm doch heute seine Knechte zu borgen. Aber es war Frühling, das Feld mußte bestellt werden und die Arbeit tat wirklich bei jedem einzelnen not, da brauchten sie nicht erst lange nach einer Ausrede zu suchen. Endlich trieb der Bauer ein paar Tagelöhner auf, die mit ihren Frauen zu Hilfe kamen. Der alte Hersemann sagte nichts mehr, seine Wut war zu groß. Nicht nur, daß er den fremden Arbeitern

den Tagelohn zahlen mußte, es gingen ihm auch noch mehrere kostbare Arbeitstage verloren. Als schließlich alles wieder in Ordnung war und auch die schadhafte Stellen im Scheunendache ausgebessert waren, war es gerade der Bauer, der am wenigsten von der ganzen Sache sprach. Denn er merkte wohl, daß sogar seine nächsten Nachbarn das Ganze mehr komisch als tragisch fanden, und daß es ihm heimlich wohl die meisten gönnten.

Anscheinend ging nun alles wieder seinen gewohnten Gang. Der Bauer war noch immer grob, die Bäuerin noch ebenso geizig. Vom Besuche des Fudelabends aber wurde seitdem weder Knecht noch Magd abgehalten. Es wurde nicht erst darüber gesprochen. Als der Knecht am nächsten Abend seine Wägel nahm, sah sich das Mädchen auch ein Herz, stand auf und ging mit ihm hinaus. Niemand verwahrte es ihnen, und dabei blieb es.

Grabbe und die Literatur-Bonzen.

Im Jahre 1902 gab der inzwischen verstorbene Eduard Griesebach eine äußerlich recht vornehm gehaltene und trotz mancher Korrekturflchtigkeiten sehr geschätzte vierbändige Ausgabe von „Grabbes Werken“ heraus. In der Vorbemerkung spricht Griesebach u. a. der Königl. Bibliothek in Berlin verbindlichen Dank aus, weil sie ihn in seiner Arbeit unterstützt und gefördert habe.

Dr. Buladinowitsch, Privatdozent an der deutschen Universität zu Prag, erfreute sich im Sommer des Jahres 1909 gleichfalls der Unterstützung und Förderung „unserer“ Königl. Bibliothek; er durchsuchte die Grabbe-Schätze des Instituts — dieselben, die Griesebach zur Verfügung gestanden hatten — und ist drauf und dran, in die neue Grabbe-Ausgabe, die er demnächst zu veröffentlichen gedenkt, eine seit dem Jahre 1893 im Besitz der Königl. Bibliothek befindliche und bisher ungebrachte Arbeit Grabbes aufzunehmen.

Man sollte meinen, alle Welt müsse sich freuen, wenn eine der breiten Öffentlichkeit bisher unbekannt Arbeit eines so bedeutenden und originellen Dichters, wie Christian Dietrich Grabbe, veröffentlicht wird. Weit gefehlt! Das Literatur-Philistertum fällt über den Prager „Entdecker“ her und verhöhnt ihn, weil er ans Licht bringt, was Griesebach „unerklärlicher Weise“ und andere „forscher“ vielleicht — erklärlicher Weise links liegen ließen!

Die Grabbe-Handschrift trägt diesen Titel: „Etwas über den Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1794 bis 1805 sowie auch einiges über die ebengenannten beiden Dichter selbst und über unsere Zeit.“ — Wer seinen Grabbe ein klein wenig kennt, der weiß, daß er viel, viel Gutes über Schiller und über Goethe geschrieben hat (man lese: Grabbes Briefe, Rezensionen, „Ueber die Shakspeare-Manie“ usw.), daß er sich aber den Teufel daraus gemacht hat, Menschliches-Allzumenschliches an den beiden „Heros“ oder das, was ihm an diesen (wie an anderen bedeutenden Männern) menschlich-allzumenschlich erschien, eben nach Grabbescher Art mit starken, deutlichen-allzu deutlichen Worten zu charakterisieren.

Daß der Dichter am 12. September 1830 in einem Briefe an seinen Freund und Verleger Reitemeil jenen Goethe-Schillerschen Schriftwechsel eine „Brieffschreiberei“, einen Monat früher eine „Gemdanzzieherei“ und vier Monate darauf einen „Waschzettel-Wechsel“ genannt hat, das wagte Griesebach doch nicht zu „übersetzen“, und schon vorher wars den besser beschlagenen Literaten nicht unbekannt. Welcher vernünftige Grund liegt also vor, einen Mann anzubelfern, der — wie Buladinowitsch — ein anständigeres literarisches Gewissen als seine Vorgänger und zu große Achtung vor Goethe und Schiller hat, als daß er die läppische Furcht teilt: dem Ansehen der „Heros“ (oder Grabbes!) könne ein Schaden zugefügt werden, wenn „Etwas über den Briefwechsel . . .“ 105 Jahre nach Schillers, 78 Jahre nach Goethes und 74 Jahre nach Grabbes Tode in Druck gegeben würde??

Aber was das Schönste an der Geschichte ist: Mit seiner kühnen Kritik ist Christian Dietrich Grabbe vollkommen im Recht, und die Tendenz seines Tadelis ist voll anzuerkennen.

Man höre, was Grabbe schrieb: „Der Schiller-Goethesche Briefwechsel . . . ist weiter nichts als eine Sammlung billettmäßiger Lappalien, wobei anfangs Schiller und Goethe, besonders in ihren staatsbürgerlichen und schriftstellerischen Verhältnissen zueinander, an nichts weniger als deren bereinstige Publikation gedacht haben.“

„Nach mehr als 20 Jahren hat sich jedoch Goethe eines Schlimmeren besonnen. . .“

Schiller und Goethe, ihr beiden Herren am deutschen Dichtershimmel, brauchet euren Glanz nicht mit den Erbärmlichkeiten eures Privatlebens zu umnebeln. — Recht gut, daß man eure Charaktere kennen lernt, aber so manche Glendigkeiten, die wir nicht zu wissen brauchten, dabei! — Auch das mag gut sein, wenigstens bei dem blinden Bewunderer Menschenkenntnis verbreiten, aber war es (gelinde ausgedrückt) klug oder delikant, daß Goethe sie bekannt machte? Was Schiller oder Goethe künstlerisch oder moralisch sind, weiß der Gebildete auch ohne diese Briefe. . .“

Schmutz ist Schmutz und kommt er auch aus dem Palaste eines sogenannten Dichtersfürsten. Beschenkt dieser die Welt mit Scheldchen, die wie die qu. Briefsammlung oft nichts enthalten, als Einladungen zum gemeinsamen Ausfahren, Grüße an die liebe Frau, und Carlchen bisweilen dazu, so schüke uns Gott, wenn etwa

Napoleon, der an Kraft, Geist, Charakter und Wirksamkeit etwas mehr als Goethe und Schiller bedeutet, ja auf ihre Dichtungen (Schillers „Wallenstein“, Goethes Werke seit 1813) sichtbaren Einfluß gehabt hat, alle seine Tagesbefehle, freundschaftlichen Willetts, Lizenzzettel usw. ediert hätte. Gält Goethe sich für so wichtig, glaubt, es sei zu seiner und zu Schillers vereinstiger Charakterisierung so nötig, daß er nach Schillers Tode diese Briefwechsel herausgibt, so hätte er doch den Leser und das Papier mit den Visiten- und Küchen-Charten (denn viele Willette sind nichts weiter) verschonen sollen.“

Also Grabbe tadelt an der Herausgabe des Goethe-Schiller-Briefwechsels, daß jeder Quard, alles noch so gleichgültige und für die Nachwelt vollkommen überflüssige Zeug mit veröffentlicht worden ist. Dabei sind an 20 Goethe-Schiller-Briefe von den 1000 (tausend), die wir kennen, erst 40 Jahre nach Grabbes Tod bekannt geworden, darunter folgendes Goethe-Willett:

„Dürft ich Sie wohl um ein Exemplar der Piccolomini auf kurze Zeit bitten? Mit den besten Wünschen G.“

Nun ein paar „Briefe“, die Grabbe in der ersten Ausgabe des Korrespondenz-Wechsels zu „genießen“ bekam:

„Morgen frühe gegen 10 Uhr hoffe ich mit Meyern in Jena einzutreffen und einige vergnügte Tage in ihrer Nähe zuzubringen. Ich wünsche, daß ich Sie recht wohl antreffen möge.“

Weimar, den 1. November 1794. Goethe.“

„Hier ein Exemplar des Almanachs für den ersten Hunger. Humboldt sendet mir heute deren drei aus Berlin. Von dem Buchhändler selbst ist noch nichts angekommen; um uns schöne Exemplare zu geben, läßt er uns vielleicht noch Wochen lang darauf warten.“

Salbe zum neuen Jahr!

Mittwoch Abends (30. Dez. 1795.) Sch.“

„Alles wohl in Betrachtung gezogen und mit besonderer Zustimmung unserer geistigen und leiblichen Würdigkeit, gedenken wir heute Abend zu Hause zu bleiben und wünschen eine gute und ruhige Nacht.“

„Ist es möglich, mir auf morgen früh Ihren Abschreiber zu schicken, so werde ich durch ihn besonders gefördert sein.“

Den 18. October 1798. G.“

„Nach dem heutigen wohl zurückgelegten Tag ist die Ruhe freilich das Beste. Ich freue mich, daß alles so heiter und vergnügt von uns geschieden ist, und was mich selbst betrifft, so habe ich einen recht angenehmen Tag durchlebt.“

Ich hoffe, Sie morgen desto länger zu sehen. Nach dem Abschreiber will ich mit dem frühesten scheiden.“

Schlafen Sie recht wohl. Jena, 18. Okt. 1798. Sch.“

„Wenn Sie mich heute Abend um sechs Uhr besuchen und zu Tisch bei mir bleiben mögen, so wird es mir sehr erfreulich sein.“

Am 20. Dezember 1799. G.“

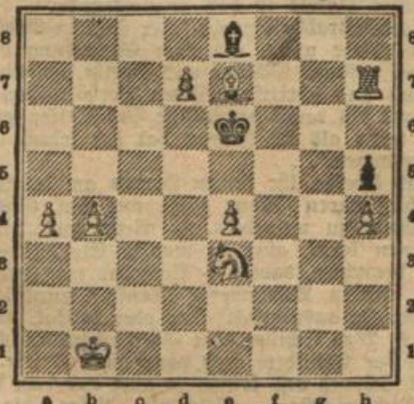
Diese Bröckchen, denen leicht viele andere Wichtigkeiten aus dem Goethe-Schiller-Briefwechsel anzufügen wären, mögen genügen; sie beweisen jedem, der von Heroenkult und Literatendünkel nicht angekränelt ist, daß Grabbes Handschrift längst veröffentlicht sein sollte: **in den 8 mit demselben Rechte, wie ein nicht geringer Teil der Schiller-Goethe-, Goethe-Schiller-Briefe.** Die Sitte, daß die Herren königlichen Bibliothekare sich herausnehmen, „das Andenken unserer Dichter rein zu halten“, diese Unsitte dürfen wir nicht einreichen lassen. Sonst eskamotieren sie eines Tages den „romantischen Oedipus“ aus Platen, „Die Väter von Lucca“ und das Pamphlet wider Börne aus Heinrich Heines Werken!

Georg Davidsohn.

Schach.

Unter Leitung von S. Alapin.

a b c d e f g h



Meyer 8 ♣

Auf Wunsch mehrerer vorgegriffener Problemlöser aus unserem Leserkreis werden wir wie heute künftig von Zeit zu Zeit auch Dreizüger bringen. Damit aber auch die weniger Geübten hierbei auf ihre Rechnung kommen, werden wir gleichzeitig (in ungekloppter Schrift) den ersten Zug der Lösung angeben. Auf diese Weise werden die Probleme für den Anfänger auf eine Reihe von Zweizüglern reduziert. Denn nach dem ersten (angegebenen) Zuge von Weiß kann Schwarz meistens verschiedentlich antworten und auf jede dieser Antworten muß Weiß also in zwei Zügen Matt setzen. Demnach stellt jeder Dreizüger (bei angegebenen ersten Zuge) einfach eine Sammlung von so viel Zweizüglern vor, wie Schwarz im ersten Zuge Antworten besitzt.

Was den innerlichen Ideen-Inhalt eines Dreizüglers betrifft, so ist die selbständige Existenzberechtigung dieser Problemform vielmehr einheitlicher Natur. Es gibt nämlich schöne und interessante Ideen, die in zwei Zügen sich gar nicht darstellen lassen. — Der erste Zug der Lösung ist: **9p-L97 T** Hierauf hat Schwarz die Antworten: **Lx d7, Lf7, Kx d6, Kf6** und **Lg6**. Jede dieser fünf Möglichkeiten gibt zu einem anderen Zweizüger Gelegenheit. Und zwar wie folgt: **1. Lx d7; 2. e6, Loo; 3. Tc7 ♣.** Oder **1. Lf7; 2. d8 D** (macht eine Dame), **4oo; 3. DE7 ♣.** Oder **1. Kx d6; 2. dx e8 T1** (macht einen Turm! Bei jeder anderen Verwandlung würde das erforderliche Matt im nächsten Zuge nicht zu erzwingen sein) **2. Kc6; 3. Tc6 ♣.** Oder **1. Kf6; 2. dx e8 L!** (Nur ein Läufer ist hier erfolgreich) **2. Kc6; 3. Th6 ♣.** Oder endlich **1. Lg6; 2. d8 Sf** (Jede andere Figur würde die Antwort **Lx e4 ♣** zulassen) **2. Kx d6** (Wzw. **2. Kf6; 3. Sd5 ♣; 3. Sc4 ♣.** Die Idee des Problems besteht darin zu zeigen, wann es unter Umständen vorteilhaft sein kann, bei einer Bauernverwandlung statt einer starken Dame sich eine schwächere Figur zu wählen, und zwar sollen alle 4 Möglichkeiten (D, T, L und S) aus einer und derselben Position entspringen. Da die Wahl der Verwandlungsart erst durch den betreffenden Zug von Schwarz bestimmt wird, kann die Verwandlung augenscheinlich nicht im ersten Zuge von Weiß geschehen. Da aber mindestens ein Springer (und auch diese Verwandlungsart soll doch laut der Grundidee der Komposition dargestellt sein) in einer von anderen Figuren verschiedener Distanz „Schach“ sagt, kann augenscheinlich die Verwandlung auch nicht im letzten Zuge der Lösung (im „Schach“-Mattzuge) erfolgen. Die Verwandlung muß also zwischen dem ersten und dem letzten Zuge der Lösung stattfinden. Demnach ist klar, daß die interessante Idee des obigen Problems in einem Zweizüger gar nicht dargestellt werden kann! Die aller kürzeste Form einer derartigen Ideen-Darstellung kann also nur ein Dreizüger sein.

Abwechselnd mit der systematischen Auswahl von Partien, die wir zu Zwecken der Belehrung für gewöhnlich in bestimmten Eröffnungen bringen, werden bei uns auf Wunsch unserer Leser auch unterhaltende Partien mit zufälligen Eröffnungen zum Abdruck gelangen, und zwar möglichst kurz glosiert. Nachstehend z. B. eine Partie von S. Alapin (Weiß) gegen H. Unger (Schwarz), die am 23. April im Mannheimer Schachklub gleichzeitig mit vier anderen Partien vom ersten ohne Ansicht des Brettes (blindlings) gespielt wurde. Die Eröffnung heißt: „Abgelehntes Königsgambit“.

- | | | | |
|---|--------|--|---------|
| 1. e2—e4 | e7—e5 | 19. Lg2—h3 | Ta8—d8 |
| 2. f2—f4 | Lf8—c5 | 20. Dg4—h4 | Dd7—d6 |
| Besser sofort Do7. | | | |
| 3. Sg1—f3 | d7—d6 | 21. h5xg6 | f7xg6 |
| 4. Sb1—c3! | | 22. f5—f6 | Kg8—h8 |
| Um event. mit Sc3—a4x c5 den die Rochade störenden Lc5 zu besitzigen. | | | |
| 5. | Lc8—g4 | 23. Dh4—h6 | Dd6—c7 |
| 6. Lf1—e2 | Lg4xf3 | 24. Le3—c5 | Dc7—f7 |
| 7. Le2xf3 | Sg6—f6 | Es drohte Le7 nebst Dg7+. | |
| 8. d2—d3 | 0—0 | 25. Lc5—e7 | Td8—a8 |
| Besser war zuerst mit a6 dem Lc5 einen Rückschlag zu sichern | | | |
| 9. Sc3—a4 | Sb8—d7 | 26. Kg1—g2 | Sb8—c8 |
| 10. 0—0 | Sd7xc5 | 27. Lh3xc8 | Ta8xc8 |
| 11. Lc1—e3 | Tf8—e8 | 28. Tf1—h1 | Sf8—e8 |
| 12. f4—f5 | Sc5—d7 | 29. Th1—h4 | Se6—f4+ |
| 13. g2—g4 | c7—c6 | 30. Kg2—g3 | Sf4—e2+ |
| 14. g4—g5 | Sd7—b6 | 31. Kg3—f2 | Te8xe7 |
| 15. Lf3—g2 | Sf6—d7 | 32. Kf2xe2 | Te7—d7 |
| 16. Lf3—g2 | Sd7—f8 | 33. Ta1—h1 | d5xe4 |
| 17. h2—h4 | Dd8—d7 | 34. Th4xe4 | Tc8—e8 |
| 18. h4—h5 | d6—d5 | 35. Te4—h4 | |
| Eine Loderung der Rochadestellung, die „Goles“ (Löcher oder abgeschwächte Felder) auf f6 und h6 schafft. Besser war d5—d4 nebst event. c6—c5. | | | |
| | | Eine Falle, in welche Schwarz hereinfällt. | |
| | | 35. | e5—e4 |
| | | 36. d3xe4 | Df7—c4+ |
| | | 37. Ke2—e3 | Dc4xc2? |
| Weiß kündigte Matt in 4 Zügen an: | | | |
| | | 38. Dh6xh7+ | Td7xh7 |
| | | 39. Th4xh7+ | Kh8—g8 |
| | | 40. Th7—g7+ | Kg8—f8 |
| | | 41. Th1—h8+ | |